

## Was ist eigentlich eine „LSBTI – Lebensweise“?

### *Kritik an schwul-lesbischer Abgrenzungstendenz...*

Wie lebt eigentlich ein Homosexueller? Wie ein Transsexueller? Ein Intersexueller? Anders als ein Heterosexueller? Klar, in Bezug auf ihre sexuelle Orientierung, auf ihre Identität unterscheiden sich ihre Lebensweisen. Aber darüber hinaus auch? Als ich kürzlich eine Pressemitteilung des Lebens- und Schwulenverbandes (LSVD) las (<http://www.lsvd.de/newsletters/newsletter-2016/integration-kommt-nicht-von-allein.html>), fragte ich mich, was damit gemeint sein soll: In Integrationskursen müsste Flüchtlingen die „Lebenswirklichkeit“ der LSBTI vermittelt werden. Ich selbst war mir als Schwuler zunächst unsicher: Sieht denn meine Lebensweise wirklich anders aus? Ein Heterosexueller wäscht sich morgens (wahrscheinlich) – ich auch. Er besucht die Toilette – ich auch. Er trinkt vielleicht Tee – ich dagegen Kaffee. Danach geht er möglicherweise zum Arbeiten, hört dabei Musik und hat sich vorher mehr oder weniger „stylish“ gekleidet. Kann sein, dass ich nicht der „typisch“ Schwule bin und keine entsprechenden Vorurteile erfülle – aber ich kaufe meine Klamotten dort, wo sie auch meine heterosexuellen Freunde finden. Und abends: Ja, da mag der eine in eine Bar gehen – ich gehe ebenfalls da hin. Ein anderer Schwuler sucht dagegen eher das „Szene“-Lokal auf.

Aber leitet sich daraus schon ab, dass wir eine unterschiedliche Lebensweise hätten? Mich persönlich stört diese Abgrenzung. Nein, ich führe kein anderes Leben, nur, weil ich eben homosexuell bin. Und ich möchte auch ehrlicherweise gar nicht anders leben als ein Heterosexueller. Denn zunächst einmal bin ich doch Mensch. Und natürlich: Wenn es um die Frage geht, Asylsuchenden aus fremden Kulturkreisen zu verdeutlichen, dass es bei uns zur Selbstverständlichkeit – zu unserem Grundgesetz – gehört, dass hier eben auch Schwule und Lesben genauso unbehelligt leben dürfen wie Atheisten, wie behinderte Menschen, wie Blonde oder Linkshänder, dann muss ihnen das vermittelt werden. Das hat etwas mit demokratischem Verständnis zu tun, mit Staatsordnung oder Weltanschauung, mit Ideologie und Überzeugung. Bei uns ist jeder gleich, was nicht bedeutet, dass wir nicht unser Leben individuell gestalten können. Im Gegenteil: Die Vielfalt ist hierzulande zumindest theoretisch durch unsere Verfassung geschützt. Aber genau daher ist es doch für jedwede Form von Integration – ob nun die von Homosexuellen oder Flüchtlingen genauso wie von homosexuellen Flüchtlingen – in die Mitte unserer Gesellschaft kontraproduktiv, wenn nun gerade wir selbst beginnen, unsere „Lebensweisen“ voneinander abgrenzen zu wollen!

Die Botschaft an diejenigen, die neu in unser Land kommen, ist wie die an unsere eigene Bevölkerung dieselbe: Jeder hat bei uns das Recht, im Rahmen von Gesetzen nach seiner Façon zu leben. Hierzu brauche ich keine Differenzierung der Lebenswirklichkeiten – denn damit, dass die Würde eines jeden in unserem Land unantastbar ist, ist eigentlich alles gesagt. Dass ein Mensch im Rollstuhl in seinem Alltag anderen Herausforderungen gegenübersteht und ihn entsprechend anders zu orientieren und zu meistern hat als ein Spitzensportler auf zwei Beinen, das ist Realität. Das höchste Gut bei uns ist es, dass wir Lebensentwürfe, Lebensverläufe und Schicksale nicht werten, um zu dem Schluss zu kommen, dass jeder von ihnen wert-voll ist. Diskriminierung entsteht nicht durch das Betonen von Einheit, sondern durch das Hervorheben des Trennenden. Deshalb darf es nicht Ziel in unserer Gesellschaft sein, diese noch weiter aufzusplitten. Wir dürfen Unterschiede nicht verschweigen, wir dürfen sie aber auch nicht für Eigeninteressen missbrauchen. Denn so könnte jeder Lobbyverband von Minderheiten entsprechend einbringen, wonach die

„Lebensweise“ seiner Klientel besonderer Berücksichtigung bedürfe. Doch die Existenz der Pluralität von „Lebenswirklichkeiten“ sollte nicht demonstrativ „gelehrt“ und in Kursen verordnet werden – daran müssten dann nämlich auch viele Deutsche teilnehmen. Wer die eigene „Kultur“ über Gebühr hin akzentuiert, pocht nicht auf die natürlichen Divergenzen, sondern demonstriert Überheblichkeit.

Daher hege ich schon seit jeher ein Unbehagen, wenn ich von schwul-lesbischer „Szene“, „Bewegung“ oder gar „Welt“ lese. Wird einerseits auf Paraden für Anerkennung protestiert, zementieren viele Mitwirkende durch ihr bewusst auffallendes Verhalten Vorurteile, das eher auf Provokation und Segregation statt auf eine Form von gleichberechtigter Teilhabe ausgerichtet ist. Ob diese „Lebensweise“ allerdings charakteristisch ist und nicht ihrerseits wiederum Homosexuelle ausgrenzt, die das Darbieten nackter Oberkörper, diverser Sexspielzeuge und bunter Verkleidungen in der Öffentlichkeit eben nicht als Lebenswirklichkeit von Lesben und Schwulen ansehen, will ich bezweifeln. Ein Paradoxon aus dem Kampf zwischen betonter Andersheit und Partizipation, das auch immer dann zutage tritt, wenn bestimmte Interessengemeinschaften – wie aktuell – darauf hinweisen wollen, sie nicht zu vergessen. Wahrnehmung und Aufmerksamkeit müssen aber zwangsläufig nicht zu mehr Würdigung, Akzeptanz oder auch Berücksichtigung führen, im Gegenteil. Ich Sorge mich eher darum, dass das beständige „Wir sind auch noch da...“ eher selektive Wirkung als integrative besitzt – denn es hat stets etwas von gewissem Selbstmitleid. In Zeiten, in denen wir vor der Aufgabe stehen, viele Gruppierungen immer wieder neu zu einem Kollektiv zu verschmelzen, ohne dabei Eigenheiten aufgeben zu müssen, ist es wahrlich nicht hilfreich, Eigenbrötlerei zu betreiben. Das müsste auch der schwul-lesbischen „Community“ bewusst sein, die Verantwortung zeigen statt selbstgerechte Egoismen verbreiten sollte. Ein Befördern von Parallelgesellschaften hat nie zum Ziel geführt – und gerade heute ist es leichtfertig...

**Dennis Riehle**

Martin-Schleyer-Str. 27

78465 Konstanz

[riehle@riehle-dennis.de](mailto:riehle@riehle-dennis.de)